

HANSER

Georg M. Oswald

Alles was zählt

Roman

ISBN-10: 3-446-19918-7

ISBN-13: 978-3-446-19918-7

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-19918-7>
sowie im Buchhandel

An einem gewöhnlichen Werktag beschließe ich, genug gelitten zu haben und im großen Stil in den Supermarkt zu gehen. Natürlich nicht in irgendeinen Supermarkt, sondern in den in der City, im Untergeschoß eines Warenhauses, den ich oft nach langen Bürotagen aufgesucht habe, um für Marianne und mich ein bißchen Hummer und Champagner für den Abend einzukaufen. Wie ich dieses Bild von mir liebte: Der junge Busineßtyp abends, ein wenig abgekämpft, aber in Form, der mit lockerem Krawattenknoten, den Kopf noch voll mit wichtigen Arbeitsdingen, ein paar ausgesuchte Leckereien für sich und seine Geliebte besorgt. Ich stelle mir vor, ich müsse einen extrem attraktiven Anblick für einkaufende alleinstehende junge Geschäftsfrauen abgeben, von denen hier abends viele unterwegs sind, und diese Vorstellung machte mir große Spaß. Wie sehr haben sie wohl Marianne unbekannterweise beneidet!

Jetzt, spätnachmittags, ziehe ich los, um mir genau diesen Kick aus dem Supermarkt zu holen, Es ist eigentlich noch ein bißchen früh dafür, halb sechs, aber das macht nichts, es wird schon gehen. Die Glastüren schieben sich lautlos zur Seite, als ich auf sie zugehe, und das Vergnügen kann beginnen. Ich bin guter Laune, etwas euphorisiert sogar von der guten Idee hierherzukommen, nachdem ich den ganzen Tag in wirklich desperater Verfassung allein in meiner Wohnung verbracht habe. Ich bemerke, daß irgend etwas nicht stimmt. Habe ich kein Geld? Doch, habe ich, ich taste nach meinem Portemonnaie in der Gesäßtasche, es ist da. Nein, ich brauche mir nichts vorzumachen, ich weiß genau, was nicht stimmt. Mir fehlt diese angenehme erschöpfte Lockerheit, die man nach einem erfolgreichen Tag im Büro verspürt. Ich bin verkrampft, verspannt, mein Anzug sieht verdächtig frisch aus, mein Gesicht bestimmt auch.

Ich stelle mich an der Fischtheke an. Ich werde mir irgend etwas Leckeres kaufen, nicht gerade Hummer, aber Garnelen vielleicht oder einen Knurrhahn. Vor mir stehen zwei Asiaten in der Schlange, sie unterhalten sich lebhaft über das Fischbecken hinter der Theke, wie ich ihren Gesten entnehme, es gefällt ihnen wohl, das darin *lebende* Fische schwimmen. Aber sie entscheiden sich für etwas anderes. Ich hingegen wünsche jetzt einen Fisch sterben zu sehen. Als ich an die Reihe komme, lächle ich den Verkäufer an und deute auf das Bassin hinter seinem Rücken. Die geschäftsmäßige Freundlichkeit

verschwindet schlagartig aus seinem Gesicht, als hätte ich ihn geohrfeigt. Sein sorgenvoller Blick paßt ganz und gar nicht zu seinem albernen Aufzug, den er, auf Anordnung seines Marktleiters, wie alle seine Kollegen hinter der Fischtheke tragen muß. Ein blau-weiß gestreifter Leinenkittel, ein rotes Halstuch und eine Prinz-Heinrich-Mütze lasen ihn, der bestimmt Mitte Vierzig ist, aussehen wie einen in die Jahre gekommenen Michel aus Lönneberga. Ich frage mich, was er mit seinem Leben angestellt hat, um schließlich in diesem Spaßgewand hinter dieser Fischtheke zu landen.

„Ich hätte gerne einen Karpfen aus dem Bassin hinter Ihnen,, sagte ich sehr höflich, beinahe schmeichelnd.

Er ruft, ein bißchen kläglich, den Namen seines Kollegen im Kühlraum.

„Kann gerade nicht!,, kommt es von dort zurück.

Also muß der alte Michel aus Lönneberga den Kampf mit dem Karpfen ganz alleine bestehen. Er fügt sich seinem Los, greift nach einem Käscher und beginnt, unbeholfen in dem Fischbecken herumzuwerken. Die Tiere geraten in Aufruhr. Ich überlege, ob ich im sagen soll, ich würde nicht unbedingt auf einen Karpfen bestehen - was er zuerst erwische könne er mir geben. Da gelingt es ihm, einen ordentlichen Karpfen, bestimmt siebzig Zentimeter lang, ins Netz zu bekommen.

Er hebt ihn mit dem Käscher aus dem Becken, wobei er eine hübsche Überschwemmung hinter der Theke anrichtet, der Karpfen zappelt mit erstaunlicher Gewalt im Netz hin und her, beinahe gelingt es ihm, sich zu befreien, doch der alte Michel hält die freie Hand drauf, und irgendwie schafft er es, das panische Vieh in die Blechschale seiner Fischwaage zu klatschen. Er hält es brutal im Würgegriff, während er mich sinnlos fragt:

„Recht so?,,

Der Zeiger der Waage fliegt hin und her wie ein Scheibenwischer.

„Wunderbar,, antworte ich.

Der alte Michel öffnet den Deckel einer Vorrichtung, deren Zweck ich zwar bisher nicht kannte, aber jetzt sofort erahne, und wirft den Karpfen hinein, schließt den Deckel und dreht an einem Regler. Ein hohes Pfeifen ertönt, nicht laut. Es ist klar, daß dieses Pfeifen nichts Gutes für den Fisch bedeutet, er stirbt, wenn er auch nicht weiß, wie.

Michel schaut wie hilfeschend an die Decke. Der Pfeifton bricht ab, Michel öffnet den Apparat und holt den Karpfen heraus, er sieht ein bißchen blasser aus als zuvor, seine Lippen sind geschwollen und, wie mir scheint, leicht versengt. Wahrscheinlich ist er durch elektrischen Strom zu Tode gekommen, reime ich mir zusammen.

„Ausnehmen?“, fragt Michel, er ist ein bißchen blasser.

„Bitte.“

Ich erinnere mich, japanische Sushi-Köche gesehen zu haben, die mit behenden Fingern und kleinen Messern so geschickt Fische zerlegten, daß es aussah, als zerfielen sie von selbst in lauter wohlportionierte Stückchen. Der alte Michel aber geht an die Sache heran wie ein Mörder. Er schlitzt dem Karpfen den Bauch mit seinem womöglich stumpfen Messer auf, es gelingt ihm kein glatter Schnitt, das Fleisch franst aus. Weil er weiß, daß ich das gesehen habe, ärgert er sich, jetzt ist ihm klar, daß ich weiß, er ist ein Dilettant. Er greift mit der Faust in den Fisch. Ich sage:

„Achten Sie auf die Gallenblase.“

Als hätte ich ihm einen Tritt in den Hintern verpaßt, dreht sich Michel zu mir. In seinen Augen steht blanker Haß. Sehr schön, so mag ich's.

„Ich sag Ihnen mal eines: Ich bin eine Aushilfskraft hier und kein Scheißfischer oder Metzger oder so was. Ich mache meine Arbeit, wie sie mir gezeigt worden ist. Mehr kann man nicht verlangen für zwanzig Mark die Stunde.“

Ich bin entzückt, ich sage:

„Äh, ich glaube sie haben mich mißverstanden. Ich bat Sie, auf die Gallenblase zu achten. Der Hinweis erschien mir angebracht, so wie sie sich anstellen. Ihren Stundenlohn wollte ich gar nicht wissen.

Aber wenn sie meine Meinung hören wollen: Ich finde, sie werden sehr gut bezahlt für die Arbeit, die sie da machen.“

„Na hören Sie, werden Sie bloß nicht frech.“

„Frech, wer ist hier frech? Ich würde vorschlagen, wir unterhalten uns mal mit Ihrem Geschäftsführer.“

„Das können sie gerne haben.“

Michel ist empört und geht seinen Chef holen. Ich sehe mich um.

Hinter mir steht eine lange Schlange von sehr genervten Leuten.

Ihnen ist egal, worum es hier geht. Sie wollen drankommen,

einkaufen. Sie werden sich noch ein wenig gedulden müssen. Der

Geschäftsführer kommt. Auch er im Michel-aus-Lönneberger-Outfit. Ich erkläre ihm, sein Unter-Michel habe mir durch seine offensichtliche Ungeschicklichkeit Anlaß gegeben, ihn um die nötige Vorsucht auf die Gallenblase beim Ausnehmen des Fisches zu bitten. Daraufhin sei er pampig geworden. Der Geschäftsführer beschwichtigt mich, ermahnt seinen Unter-Michel. Das bringt mich in Stimmung. Ich fasse mir prüfend an meinen Krawattenknoten und halte eine aufgebrachte Rede über die Dienstleistungswüste Deutschland. Jetzt, wo ich gerade dabei bin, fällt es mir gar nicht ein, so schnell wieder aufzuhören. Der Ober-Michel mimt Verständnis, der Unter-Michel macht in Demut den ausgefransten Fisch fertig, und ich beginne gerade mich besser zu fühlen, da pöbelt der wartende Mob hinter mir los. Zu meiner Überraschung richtet sich ihre Wut gegen mich, nicht gegen die Michels. Ich solle endlich den Mund halten, zusehen, daß ich weiterkomme, ob ich zuviel Zeit hätte und so weiter.

Völlig konsterniert breche ich meine Ausführungen ab, greife nach meinem Fischpaket und gehe zur Kasse. Ich bezahle und gehe wie betäubt zur U-Bahn. Ich steige in ein überfülltes Abteil, die Leute fahren von der Arbeit nach Hause. Vor dem Aussteigen lasse ich langsam den Arm sinken und den eingepackten Fisch zwischen die Füße der Fahrgäste fallen. Als ich ausgestiegen bin, ruft jemand hinter mir her:

„Sie haben etwas verloren!„

Ich drehe mich um. Er wiederholt dringlicher:

„Sie haben etwas verloren!„

Ich gehe schneller, beginne zu laufen. Die Türen schließen. Die U-Bahn fährt ab. Ich laufe nach Hause und hoffe, daß mir niemand meinen Fisch hinterherträgt.